

SANTO PIAZZESE
Schirokko und (andere)
heiße Verbrechen

EIN PALERMO-TRIMI

Aus dem Italienischen
von Monika Lustig

Schirokko

... ja, ja, der gute August le Breton! Ist er nicht derjenige, der behauptet hat, eine anständig erzählte Geschichte müsse mit der Geburt der Hauptfigur beginnen? In meinem Fall könnt ihr das vergessen. Erstens ist gar nicht gesagt, dass ich die Hauptfigur dieser Geschichte bin. Zweitens will ich ein paar Leuten, die jenen Teil meines Logbuchs fürchten, den ich mit Zitronensaft im Kommunionfüller geschrieben habe, unnötige Aufregungen ersparen. Wenn ihr also unbedingt einen Protagonisten braucht, dann sagen wir: Es ist das Wetter. Ich bin nämlich wetterfühlig, wie es schlimmer nicht geht, das ist der eine Grund; und der andere: Eigentlich beginnt die Geschichte mit einem Auftritt des Schirokko, der beim Wetter die dramatischen wie auch die komödiantischen Rollen übernimmt. Hat denn der liebe Gott, als er dem lehmgeformten Adam Leben einhauchte, das etwa nicht von Südosten getan? Demzufolge war der Schirokko bereits vor Adam in der Welt, auch wenn die Genesis nicht dazu sagt – es war wohl allzu offensichtlich.

Und wenn ihr es bei Sonnenuntergang nicht begreift, da die Luft reglos, weder warm noch kühl ist und sich einem die Haare knisternd auf den Unterarmen aufstellen, wenn ihr nicht auf die Geräusche achtet, die euch jetzt aus viel größerer Entfernung erreichen, wenn das Violett der Bergsilhouetten und das Gold, das von den Steinquadern der Kathedrale

tropft, euch kalt lässt, wenn ihr die rubinrote Breitseite ignoriert, die die Sonne hinter den Fialen von San Domenico auf euch abfeuert, wenn ihr partout nicht begreifen wollt, dass er heranrollt, bedeutet das: Ihr seid Auswärtige. Das ist nicht weiter schlimm. Euch trifft ja keine Schuld. Ein jeder lebt, wo er kann. Aber der nächste Tag wird für euch die Hölle, der Scheiterhaufen, der nahende Weltuntergang sein. Der Schirokko aus Afrika wird euch mit aller Wucht treffen. Er wird euch nicht mehr aus den Klauen lassen.

Hier bin ich geboren. Und hier lebe ich, klar, sonnenklar. Und trotzdem muss ich an dem betreffenden Freitagabend mit den Gedanken in wer weiß welche Sphären abgedriftet sein. Sonst hätte ich mich – geschnuppert, woher der Wind kam – schleunigst zu meiner Schwester aufs Land verzogen, wo ich jedes Mal, wenn's mir danach ist, Dauergast bin. Ich hätte mich am Samstagmorgen nicht ins Auto gezwängt – ein Backofen von mindestens sechzig Grad! – und wäre nicht zum Fachbereich gefahren, wo ich mich in meine verdammte Arbeitsklausur eingeschlossen habe, mit der Absicht, einer feststeckenden Forschungsarbeit Beine zu machen. Das wäre wesentlich besser gewesen. Für mich, versteht sich. Gewiss nicht für Raffaele Montalbani, den armen Tropf, der schon vor meinem Eintreffen mausetot am *Ficus magnoloidis* hing.

Stattdessen – hier bin ich also. Mein Gehirn ist wie mit Pech verkleistert, ich schnappe nach Luft, während ich zwischen der Eiswürfelmaschine und meinem Arbeitszimmer pendle, das auf die Städtischen Botanischen Gärten geht – Freud und Leid des Fachbereichs für Angewandte Biochemie der Universität unserer Stadt Palermo, *la Felicissima*, die alles, was ihr unterkommt, zerstückelt, absorbiert, in ihren Stoffwechsel einspeist.

Bei Schirotto ist die Stimme des Löwen zu hören. Nein, ich meine nicht die Stimme aus der Savanne, die der Südwind von den Küsten Afrikas herbeiträgt. Wir wollen ja nicht übertreiben. Tatsache ist, dass am Ende der Gartenanlage nach Süden hin, genau unterhalb der Ringmauer, ein Käfig mit einem Löwen steht: ein altes, ausgemergeltes Tier, das Afrika noch nie, nicht einmal auf einem Bild, zu Gesicht bekommen hat. Ich bin mir sicher, dass sie den Löwen eingesperrt haben, um *ihn* vor der Außenwelt zu schützen und nicht umgekehrt. Was ihm bei Schirotto wohl so durch den Kopf geht? Vielleicht dreht er hohl wie alle anderen auch. Oder er wittert als Einziger die Gerüche, die der Wind aus Afrika herüberträgt und die das Mittelmeer unterwegs nicht ganz zu zerstreuen vermag. Sei es deshalb oder aufgrund eines mir unbekanntes Zaubertricks der Genetik, Tatsache ist, wenn der Schirotto bläst, brüllt der Löwe, dass es eine Wonne ist. Und wenn ihr zum Fenster geht und die Washingtonpalmen betrachtet, wie sie über den Florettseidenbäumen und den Myrtensträuchern schaukeln, dann hat die Illusion von Afrika ihr Höchstniveau erreicht. Natürlich weiß ich, dass ihr in der Savanne niemals eine Washingtonpalme findet, nicht mal als Topfpflanze. Aber was zählt, ist die Illusion. Besonders für mich, der ich noch nie in Afrika gewesen bin. Und so kam es, dass ich an jenem Morgen beim ersten Löwenbrüllen, die Nase an der Scheibe, nach draußen schaute und mir das Wort mit sieben Buchstaben von der Zunge rollte, das jeder Sizilianer, der etwas auf sich hält, mindestens hundert Mal pro Tag schreit, flüstert, in abgehackter oder abgeschwächter Form einfließen lässt. Und es ist das Mindeste, das einem beim Anblick eines Erhängten rausrutschen kann, der auf südöstlich-nordwestlicher Diagonale schaukelt, wo normalerweise nichts als Büsche zu sehen sind. Nicht dass ich Raffaele sofort erkannt hätte. Dass er es war,

erfuhr ich erst geraume Zeit später. Was wollt ihr, ich bin eben stark kurzsichtig – ein echter Maulwurf – und im Übrigen sollte er sich doch letzten Nachrichten zufolge zu jenem Zeitpunkt eigentlich irgendwo in den USA oder in Kanada aufhalten.

Um ehrlich zu sein, ich hätte nicht einmal beschwören können, dass es sich bei dem, was ich da sah, tatsächlich um einen menschlichen Körper handelte. Von meinen Fenstern bis zu besagter Großblättriger Feige sind es einige hundert Meter. Und die Sicht ist nicht vollkommen frei. Wenn ich trotzdem bemerkte, dass da was nicht stimmte, verdankte sich das dem Schirokko, der von Zeit zu Zeit ins Unterholz fuhr und die Zweige zur Seite drückte, wodurch sich sonst unzugängliche Einblicke auftaten.

Deshalb war vor mir auch noch niemandem etwas aufgefallen. Ja, deshalb, aber auch weil es kaum andere Irre gab, die wie ich ihren Samstagmorgen Anfang Juni bei zweiundvierzig Grad im Schatten damit zubrachten, die Institutsräume in der Via Charlie Marx zu bevölkern und sich auf die Jagd nach handfesten Ergebnissen für unsere gloriose Arbeit zu machen.

Sucht ruhig auf dem Stadtplan nach der Via Charlie Marx. Ihr werdet sie nicht finden. Was glaubt ihr denn, eine Via Charlie Marx in Palermo! Das gehört zum Vermächtnis von 1968, wenn auch die 68er-Bewegung bei uns etwas verspätet aufgeschlagen ist. Trotzdem waren es heftige Zeiten. Offiziell heißt die Straße Medina-Sidonia: Das kann man noch heute auf dem Straßenschild unter der Aufschrift »Via Charlie Marx« entziffern, die jemand während der 1971er-Revolte mit knallroter Ölfarbe darüber gepinselt hat.

Ich erinnere mich noch bestens an das Gesicht und den Kommentar von Professor Ruggero Montalbani, ein echter Gentleman nach alter Façon mit seinem rauchgrauen Londoner

Zweireiher und einigen Dezilitern blauen Bluts in den Adern, als er den Affront bemerkte:

– Ich muss schon sagen, ein schönes Ende hat der gute Herzog von Medina-Sidonia da genommen!

Montalbani ist Raffaeles Vater. Zumindest war er das, sein Tod liegt schon ein paar Jährchen zurück.

Der Tote von heute baumelte weiterhin vor meinen Augen. Aber war es tatsächlich das, was es zu sein schien? Wie soll man die Totenglocken läuten, wenn sich dann vielleicht herausstellt, dass es in Wirklichkeit nur irgendein aufgehängter Fetzen ist?

Trotz des Schirokkos funktionierten meine Reflexe noch recht ordentlich. Ein paar Sekunden Konzentration, und schon kam mir Cannarozzo in den Sinn. Er wohnt in einer alten Klitsche inmitten der Botanischen Gärten, die früher als Werkzeugschuppen diente und dann für seine Bedürfnisse hergerichtet wurde. Cannarozzo hat die Siebzig bereits überschritten, aber ihr solltet sehen, wie er zum Beschneiden der Äste in die Baumwipfel klettert. Er ist eine regelrechte Institution. Es gibt keinen Studenten, der für die Bestimmung der Wildpflanzen nicht durch seine Hände gegangen wäre. Und wie man sich erzählt, weniger metaphorisch gesprochen, soll auch so manche Studentin durch dieselben gegangen sein. Jetzt ist er im Ruhestand, doch nach einem halben Jahrhundert verdienstvoller Arbeit für die Städtischen Botanischen Gärten wurde ihm halboffiziell zugestanden, die Behausung weiter zu nutzen. Die Wahrheit aber lautet, dass man auf seine Dienste noch immer nicht verzichten kann. Cannarozzo verlässt praktisch nie das Gartengelände. Unerklärlich ist, wie zum Teufel er sich die toten Viecher besorgt, die, von ihm eigenhändig ausgestopft, sein Haus bevölkern. Als ich mich zum letzten Mal bei ihm umgesehen habe, entdeckte ich ein neues Käuzchen. Meiner Ansicht nach geht er nächtens in

den Gärten auf Jagd. Er besitzt ja eine Doppelflinte, das weiß ich mit Sicherheit: Einmal habe ich ihm nämlich das Blei für die Patronen besorgt; er stopft sie höchstpersönlich nach einem bewährten Rezept.

Ich griff zum Telefon und wählte seine Nummer.

– *Pronto!*?

– *Pronto*, Don Mimì, stör' ich?

– Ah, La Marca, du bist's. Was hast du auf dem Herzen bei der Hitze?

– Don Mimì, hören Sie zu. Mir scheint, da geht was vor sich, dort beim *Ficus magnoloidis*, dem Riesenbaum meine ich. Jetzt kann ich sogar Rauch erkennen ...

– Beim Blut des ... Don Mimì hatte nämlich seinen *Don Gesualdo* gelesen.

– Vielleicht sollte man mal einen Blick aus der Nähe darauf werfen ...

– Ich kümmer' mich drum!

Ich legte auf und kehrte ans Fenster zurück. Ich beruhigte mein Gewissen wegen der Notlüge, aber mir war nichts Besseres eingefallen, um Don Mimì bei der Hitze aus dem Haus zu locken.

Ich zündete mir eine Camel an. Ich bin kein echter Raucher, nur hin und wieder mal eine. Wenn ich nervös bin, dann öfters. Dieses Mal brauchte ich die Zigarette wirklich. Fünf oder sechs Züge, da war er ja schon. Don Mimì. Knapp sechzig Kilo in Rage, die Coppola eingerechnet, hagere Gestalt, die da wie aus dem Gewehrlauf geschossen unterwegs war über die Parkwege in Richtung *Ficus magnoloidis*, der Großblättrigen Feige.

Fünfzig Meter vor dem Baum blieb er schlagartig stehen. Er musste jetzt den Toten, oder was es auch immer war, in den Blick bekommen haben. Dann ging er weiter, langsamer als vorher, vorsichtig. Wenige Schritte, wieder blieb er stehen.

Und plötzlich rannte er los, ich verlor ihn aus den Augen und sah ihn dann genau vor dem Erhängten auftauchen. Jetzt gab es keine Zweifel mehr. Don Mimì raufte sich die Haare unter der Coppola. Das reichte mir.

Ich wählte die Nummer des Polizeipräsidiums, verlangte nach meinem Bullenfreund Vittorio Spotorno.

Wenn ihr glaubt, nur weil wir uns in diesen Breitengraden befinden, beschränken wir uns darauf, wenn wir wegen eines Toten Alarm schlagen wollen, die Polizei anzurufen, den Hörer aufzulegen und Amen, dann irrt ihr gewaltig. Besonders wenn der Anrufer ein kulturbeflissener Ex-Achtundsechziger, intelligent, mit raffiniertem Geschmack, ironisch und selbstbewusst obendrein ist (was haltet ihr von diesem Selbstportrait? Zu ergänzen wäre noch, dass ich beinahe als schön gelte, wenn mich das Licht von der richtigen Seite trifft, wie Peter O'Toole in dem Film *Was gibt's Neues, Pussycat?* es von sich behauptet. Kino ist eine meiner Manien. Aber er, O'Toole ist blond, und ich bin schwarz wie der Teufel. Nur zu eurer Info).

Dottore Spotorno kenne ich seit meiner Universitätszeit, als ich Biologiestudent war und er sich an der Juristischen Fakultät herumplagte, wo es seinerzeit nicht einmal den Hauch eines Proteststurms gab. Als braver Streber verpasste Vittorio nie eine Vorlesung oder auch nur einen Prüfungstermin. Sämtliche Examina bestand er selbstredend mit höchster Punktezahl. Unsere Freundschaft verdankt sich einem reinen Zufall. Wir machten miteinander Bekanntschaft, als wir eines Morgens Seit an Seit zwischen den Säulen im Universitätshof Slalom rannten, weil uns ein halbes Dutzend Faschisten auf den Fersen war. Flügel an den Füßen gegen handliche Knüppel. Und *handlich*, das waren jene Burschen wahrlich nicht.

Eine sehr kluge, geflügelte Maxime aus Palermo besagt – ich gebe sie hier in der uns alle einenden Sprache wieder –, dass Fliehen zwar eine Schande sei, einem aber das Leben rette. Und so war es auch. Das Schöne an der Sache, Vittorio hatte mit dem Ganzen überhaupt nichts am Hut. Wohingegen ich, das muss ich zugeben, die braven Kameraden bereits in leichte Schwierigkeiten gebracht hatte: Als Belastungszeuge vor Gericht, wo ich es ihnen wegen verschiedener Gewaltaktiönchen nach allen Regeln der Kunst heimgezahlt hatte. Und dann heißt es, wir Sizilianer hielten uns immer an die Omertà! Es hätte nicht viel gefehlt, und die Unsrigen hätten mich ebenfalls rangenommen. Sie bezichtigten mich, den Rechtsweg zur Vernichtung des bürgerlichen Staats mit übertriebener Skrupellosigkeit zu beschreiten. Womöglich lagen sie da gar nicht falsch.. Auch wenn heutzutage ... Aber lassen wir das, keine Polemik, bitte! Was zählt, ist, dass uns die gelungene Flucht auf immer brüderlich vereinte (mal langsam! Sagen wir bis heute).

Als ich im Polizeipräsidium anrief, war ich mir gar nicht sicher, ihn auch tatsächlich im Dienst anzutreffen. Doch die Telefonistin stellte mich sofort zu ihm durch.

- Spotorno.
- Vittorio? Ich bin's, Lorenzo.
- Ist dein Pass abgelaufen?
- Was für ein Pass, Vittò, hier gibt es einen Toten.
- Was für einen Toten? Wo denn?
- Was weiß denn ich, wer das ist! Er hängt immer noch am Baum, mehr kann ich von hier aus nicht erkennen.
- Aber von welchem Baum redest du? Ist bei dir eine Sicherung durchgebrannt? Von wo rufst du eigentlich an?
- Ja was glaubst du, wo ich bin? In meinem Arbeitszimmer, wo sonst? Und er, der Tote, ist dort draußen. In den Botanischen Gärten. Spreche ich vielleicht Ostgotisch?

– Ist ja gut, beruhig dich und sag mir, wohin genau ich kommen soll.

Ich erklärte es ihm in aller Ruhe und sagte auch, dass ich vor dem Eingangsportal auf ihn warten würde. Ich warf noch einen Blick nach draußen. Don Mimì war verschwunden. Ich ging nach unten und wartete. Der Schirokko nahm weiter an Fahrt auf.

Sie brauchten sieben Minuten. Die Hitze hatte Wunder bewirkt und den Verkehr auf die Hälfte reduziert, zumal die Sirenen sowieso jede Ampel neutralisieren. Sie kamen mit einem braunen Alfetta. Kaum war der Wagen zum Halten gekommen, stand Spotorno schon auf der Straße, umweht von der altbekannten Aura verdrießlicher Effizienz und gefolgt von zwei Polizeibeamten. Er trug einen dunkelbraunen Leinenanzug, echter Bullenlook also, und steuerte auf mich zu, in einem Habitus, der besagte: *aus dem Weg da oder auf die Hühneraugen aufgepasst*. Sein scharfrasiertes Gesicht war heute extrastrong.

Ich muss zugeben, dass ich keine Ahnung habe, welchen Rang er in der Bullenhierarchie einnimmt. Nicht weil er immer in Zivil wäre, nein, ich weiß genau, dass er Kommissar ist. Ich weiß jedoch nicht, ob ein Kommissar mehr oder weniger zählt als ein Inspektor oder ein stellvertretender Polizeipräsident oder ein Polizeihauptmeister. Ich habe mich nämlich vor dem Militärdienst gedrückt – zur beiderseitigen Zufriedenheit, meiner und der des Vaterlands – und kultiviere überdies ausgiebig meinen angeborenen Widerwillen gegen alles Formale, Bürokratische, Nummerierte, Katalogisierte, Archivierte, Verstaubte, Koffeinfreie oder einfach nur Langweilige.

Vittorio wurde immer schon mit *dottore* Spotorno angesprochen. Und ich weiß, dass er sehr respektiert und geschätzt